

Tobias Gunst: „*Die Ausformung eines europäischen Bewusstseins*“ *Die Anfänge der Vergleichenden Literaturwissenschaft an der Universität Mainz*. Stuttgart: Franz Steiner, 2012 [= Beiträge zur Geschichte der Universität Mainz – Neue Folge 12]. 170 S.

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um die Buchfassung einer im WS 2010/2011 an der Universität Mainz angenommenen Magisterarbeit, die darauf zielte, „die Anfänge der akademischen Komparatistik in Mainz zwischen 1946 und 1952 vor dem Hintergrund der französischen Kulturpolitik zu verstehen und zu beleuchten“ (Vorwort, 7). Die damit angesprochenen durchaus von Außen induzierten Anfänge der Komparatistik als akademisches Fach und Arbeitsansatz in der deutschen Universitätslandschaft zu erkunden, dürfte sicherlich nicht nur aus historischen Gründen Interesse finden. Vielmehr bietet die Fachgeschichte der Komparatistik, so zeigen es auch die neueren Einführungen noch immer, bestimmte Legitimationserzählungen an, die, wie dies Ernest Renan schon im Blick auf die narrative Herstellung von Nationalbewusstsein am Ende des 19. Jahrhunderts hervorgehoben hat, vor allem im Bericht von großen Leiden, deutlich konturierbaren Feinden bzw. Frontstellungen und nicht zuletzt im Vergessen gegenläufiger Tendenzen und Befunde ihren Rückhalt suchen. Europa-Orientierung, Weltbewusstsein, die Überwindung nationaler Grenzen, internationale Öffnung und Verständigung über Sprach- und Kulturgrenzen hinweg heißen hier die Stichwörter, die auch in der vorliegenden Studie der Komparatistik im Besonderen zugeordnet werden und vielfach, mitunter allzu stark, gegenüber vermeintlich „übermächtigen“ Gegnern, namentlich den Nationalphilologien (55), ins Feld geführt werden. Leider stimmt, auch wenn der Verf. es nicht wahrhaben will, sowohl historisch als auch systematisch das Gegenteil gleichermaßen: Ländervergleiche (54), gerade auch in der älteren Komparatistik bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts, zielten keineswegs nur auf die Erarbeitung supranationaler Zusammenhänge und Verflechtungen, sondern arbeiteten auch darauf hin, „nationale Besonderheiten“ bis hin zu „Nationalcharakteren“ zu erfassen, ihnen eben aus Vergleichsperspektiven gewonnene Merkmale zuzuordnen, von dem Umstand einmal abgesehen, dass das Vergleichen zweier Größen, auch wenn es deren Gemeinsamkeiten hervorheben will, erst einmal diese in ihren Unterschieden auch setzen muss (und damit in die Falle einer *petitio principii* gerät).¹⁸

Gerade für eine „kleine“, durchaus immer noch und immer wieder auch in ihrer Existenz bedrohte „Nation“ wie die Komparatistik birgt somit die Erinnerung

18 So noch ganz selbstverständlich in M.F. Guyard. *La Littérature Comparée*. Paris: PUF, 1951, wo Persönlichkeiten als Forschungsgegenstand der Komparatistik bestimmt werden, „qui semblent avoir reçu vocation d'être les interprètes de leur pays auprès d'un autre, ou, plus fréquemment, d'une culture étrangère auprès de leur patrie“ (17). Ein Blick in die Textsammlung *Vergleichende Literaturwissenschaft*. Hg. H.N. Fügen. Düsseldorf/Wien: Econ 1973 kann dies für die älteren Beiträge ebenfalls bestätigen.

an die ebenso wohlmeinenden wie zufälligen Umstände einer solchen Geburt im Schatten des zweiten Weltkriegs und der gerade besiegten Nazi-Herrschaft immer auch den Anreiz einer die Selbstverständigung und Gruppenidentität der heutigen Akteure stabilisierenden, ebenso zielgerichteten wie erfolgreichen Geschichte. Sie zu erzählen legitimiert, grenzt ab, hebt hervor und bietet zugleich auch ein Deutungs- und mitunter Kompensationsangebot für heutige Niederlagen und Demütigungen¹⁹, für Randständigkeit und ggf. Untergangsszenarien, die angesichts diverser Spar- und sonstiger Reformprogramme natürlich auch nicht von der Hand zu weisen sind. Im Blick auf die Schließung von Instituten und Abteilungen und die Absorption komparatistischer Studiengänge durch übergreifende MA- und BA-Programme stellen solche Sorgen vielmehr auch eine Realität dar. Was einmal eine „Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft“ war (wenn auch vielfach nur kurz und im deutschsprachigen Raum auch nur an einigen Orten), ist heute oft auf die Attribuierung „im europäischen Kontext“ zurückgeschnitten oder ganz in anders ausgerichteten Medien-, Kultur- oder Diskurs-Studien aufgegangen, so dass sich eine Erinnerung an heroischere Zeiten vielleicht besonders lohnt. Ob dagegen das hier aufgebotene Pathos (145f.) aus dem Geist einer europäischen Reformation von 1945 helfen kann, muss dahingestellt bleiben.

Freilich sind auch die Maßstäbe zu bedenken: Es handelt sich um eine Studienabschlussarbeit mit einem weit dimensionierten, hohen Anspruch, in die der Verfasser eine Menge Idealismus, eine bewundernswerte Energie und Arbeitskraft und offensichtlich außerordentlich viel Zeit für das Studium der Forschungsliteratur und einschlägiger Quellen, für Gespräche mit Sachverständigen, zumal aber auch für die Recherche und Materialauswertung in Archiven aufgewendet hat. Schon die vielen detaillierten Angaben, erstmals aufgefundene Quellen und die Rekonstruktion der inneruniversitären Vorgänge, der Vorstellungen und Impulse der französischen Verwaltung und der Zielsetzungen beteiligter Akteure nach Akten sowie nicht zuletzt die umfassende Auswertung des Briefwechsels des ersten Lehrstuhlinhabers Friedrich Hirth (1878-1952) mit diesen Stellen, vor allem aber auch mit seinem Verleger Kupferberg und mit anderen Verlagen, rechtfertigen nicht nur die Publikation, sondern machen das Buch auch unverzichtbar für jede komparatistische und an der Geschichte der Geisteswissenschaften in Deutschland interessierte Bibliothek. Eine dies dokumentierende akribische Fußnotenarbeit bietet den Ausgangspunkt dafür, dass nunmehr die Gründung der Komparatistik in Mainz nicht mehr nur als Mythos vorhanden ist, sondern uns in ihrer Geschichte, also auch in ihren Zeitumständen, personalen Ausprägungen und fragwürdigen Seiten deutlicher vor Augen steht.

19 Dass der Verfasser hier etwas „spürt“, ist vor allem seiner ebenso unnötigen wie unverhältnismäßigen Abfuhr postkolonialer Ansätze entnehmen, sei dies nun zu Spivak (149-151) oder auch eine eher abschätzige Bemerkung (14) zu dem ebenso informativen wie weiterführenden Sammelband *Wider den Kulturrenzwang. Migration, Kulturalisierung und Weltliteratur*. Hg. Özkan Ezli, Dorothee Kimmich und Annette Werberger. Bielefeld: transcript, 2009.

Darüber hinaus kann das Interesse an einer solchen Erkundung der bi-nationalen, ggf. transnational ausgerichteten Anfänge der Komparatistik, wie sie sich am Mainzer Beispiel der Jahre nach 1945 instruktiv entfalten lässt, aber auch nicht nur aus einer (u.U. wehleidigen) Innenperspektive des Faches begründet werden. Vielmehr lassen sich tatsächlich historische und politische Umstände sowie (damals) zukunftsweisende Zielsetzungen verschiedener, also auch unterschiedlichen Traditionen, kulturellen Vorstellungen, Bildungsorientierungen und politischen Zielvorgaben verpflichteter Akteure benennen, die am Ende des Zweiten Weltkrieges und in der Situation der Niederlage des Nazi-Staates, zumal seiner totalitären Ansprüche, die Einrichtung eines ersten Lehrfaches, eines Lehrstuhls und einer entsprechenden Studienprogrammatis für Komparatistik in Mainz mit einer gegen diese ideologischen Überforderungen gerichteten Ausrichtung betrieben und zunächst mehr oder weniger erfolgreich auf den Weg zu bringen vermochten. Edmond Vermeil (1878-1964), französischer Germanist, Widerstandskämpfer und nach 1945 Berater der französischen Deutschlandpolitik hat diesen Ansatz in einem Sitzungsbeitrag am 2. April 1946 als Aufgabe für die Deutschen entsprechend deutlich beschrieben: „leur principal devoir est de s'intégrer dans une communauté à tous les moins européenne, donc internationale, et de se rapprocher des notions d'égalisme et d'humanisme“ (zit. 32). Damit wurde wohl tatsächlich den Geisteswissenschaften, zumal der Komparatistik ein eigenständiges und wichtiges Wirkungs- und Aufgabenfeld zugewiesen.

Vor diesem Hintergrund bietet das vorliegende Buch die Möglichkeit, am Beispiel der Einrichtung des Mainzer Lehrstuhls für Komparatistik in den Nachkriegsjahren nach 1945 einen durch das Zusammenwirken unterschiedlicher historischer Personen und Konstellationen zustande gekommenen, spezifische historische Erfahrungen und charakteristische politische und kulturpolitische Lagerungen zusammenschließenden Theorie- und Kulturimport ins Licht zu rücken; ebenso freilich auch die damit erkennbaren und historisch durchaus dann auch widersprüchlich in Erscheinung tretenden Erwartungen, Reaktionen, Blockaden und ggf. auch Abwehrerfolge. Nicht zuletzt sind von heute aus auch Wandlungen in historischer, politischer und sozialer Hinsicht zu bemerken: Was in den Jahren nach 1945 unter Europa verstanden und ggf. emphatisch vertreten und vor allem geistesgeschichtlich hergeleitet wurde, muss nicht, auch wenn dies gerade angesichts aktueller Krisen und Legitimationsdefizite innerhalb der EU auch heute immer wieder einmal beschworen wird, dem heutigen Europa angemessen Rechnung tragen, „seiner“ Geschichte und Stellung in der Welt und den Perspektiven des „Rests der Welt“ vor diesen Hintergründen vielleicht schon gar nicht. Trotz einer möglichen Wünschbarkeit lässt sich wohl gerade die vom Verfasser gegen Ende seines Buches (149-151) entworfene emphatische Sichtweise der in Mainz 1946 beginnenden Komparatistik im deutschen Sprachraum als einer Erfolgsgeschichte, von der Glättung, Reinwaschung und Überhebung der Mainzer Verhältnisse, Impulse und Akteure (16, 146-149 u.ö.) einmal abgesehen, so nicht nachvollziehen. Da war der bescheidenere, sicherlich auch mit understatement gewählte Titel des ersten der *Mainzer Komparatistischen Hefte* „Komparatistik in der Provinz“ (1978), das zugleich Friedrich Hirsh, dem ersten Mainzer Lehrstuhlinhaber zum hundertsten Geburtstag gewidmet

war, durchaus realitätsbezogener, auch wenn die nunmehr vorliegende Studie zu Zeitumständen, zur Institutionengeschichte und auch zu den beteiligten Akteuren wesentlich Genaueres aus Akten und aus der inzwischen reicher gewordenen Forschung zur Universitäts- und Landesgeschichte, ebenso auch zu den „kulturellen Vermittlern“ zwischen Frankreich und Deutschland nach 1945 zusammenstellen und nutzen konnte.

Diesseits der Emphase und wohlmeinender Welten-, zumindest Europa-Rettung (vgl. 149) muss es einer solchen historisch und fachspezifisch ausgerichteten Studie allerdings erst einmal darum gehen, die Akteure und die Umstände zu rekonstruieren, in deren Zusammenhängen sich dann ggf. so etwas wie eine Programmatik komparatistischen Arbeitens (und entsprechender Ausstrahlung, ggf. Wertschätzung) bestimmen lässt: Hier sind zunächst vor dem Hintergrund der in etwa hundertfünfzigjährigen Zeit heißer Feindschaftsbemühungen zwischen Deutschen und Franzosen, also von den sogenannten „Befreiungskriegen“ (auf der linken Rheinseite ein durchaus unterschiedlich betrachteter Begriff) über die Rheinkrise (1840), die Demütigung Frankreichs in der Reichsgründung 1871 und dessen Revanche 1919 bis hin zum nationalsozialistischen Terror in Frankreich und den Deportationen (Maurice Halbwachs starb immerhin am 16.3.1945 im KZ Buchenwald) deutsche und französische Akteure in den Blick zu nehmen, die über unterschiedliche Zugänge und Ziele, Erfahrungen und Einstellungen verfügten, von individuellen und persönlichen Zügen einmal zunächst abgesehen, wenn es darum ging, im Nachkriegsdeutschland die auf der Potsdamer Konferenz bestimmten Zielsetzungen: Demokratisierung, Demilitarisierung, Entnazifizierung und Re-Zivilisierung in die Tat umzusetzen. Warum der Verfasser den durchaus unterschiedlich übersetzbaren Begriff der Re-Education immer nur einlinig als „Umerziehung“ anspricht, was in revanchistischen Internetforen sicherlich heute auch noch gerne genauso gesehen wird, bleibt unerfindlich, zwingt ihn aber mehrfach dazu, sich dann in unnötiger Weise gegen eine solche Lesart auch wieder absetzen zu müssen (vgl. die umständliche Argumentation, 26f.).

Dass in diesem Programm die Bildungspolitik im Vordergrund steht und sowohl aus einer mit der französischen Bildungsgeschichte im Allgemeinen als auch mit einer spezifischen Sicht auf ein doppelgesichtiges Deutschland zwischen Militarismus und Kultur verbundenen Hochschätzung des kulturellen Feldes namentlich der (Wieder-)Begründung einer Universität besondere Aufmerksamkeit und entsprechend auch eine Menge finanzieller und sonstiger materieller Unterstützung zukommt, gehört sicherlich zu den Charakteristika einer Deutschland und Frankreich seit dem 17. Jahrhundert verwebenden „histoire croisée“. Politiker, Soldaten, Bildungs- und Verwaltungsfachleute treffen so bei den Vorbereitungen und im Zusammenhang der Wiedereröffnung der Universität Mainz ebenso aufeinander wie Erfahrungen des Exils und Einstellungen der „Geblienen“, kriegsheimkehrende Studenten auf mehr oder weniger abgetauchte oder systemkonforme, wenige im Ganzen „unbelastete“ Dozenten. „Abendländisch“ ausgerichtete geisteswissenschaftliche Vorstellungen treten in Konkurrenz zu pragmatischen Ansätzen des Aufbaus von Verwaltungen, Schulen, politischen Strukturen und entsprechenden Bildungsinstitutionen. Gerade

im Blick auf die Lehrerbildung, zumal aber unter der Zielsetzung, die deutsche Bevölkerung nach der Nazi-Zeit erneut mit den Möglichkeiten des Lebens in einer pluralistischen, offenen und zivilisierten Gesellschaft vertraut zu machen, fand die Idee einer zwischen Deutschland und Frankreich als Knotenpunkt einzurichtenden Universität auf beiden Seiten breiten Widerhall. Natürlich auch, weil sie der bei den französischen Funktionseliten verbreiteten Vorstellung eines Zusammenhangs von Staatsbürgerlichkeit und Bildung ebenso entsprach wie sie den mehr oder weniger kompromittierten bildungsbürgerlichen Schichten auf deutscher Seite die Möglichkeit bot, das eigene Versagen und die Zerstörung menschlichen Zusammenlebens als Kultur- oder Bildungskatastrophe zu verstehen und dementsprechend dann einen Neubeginn auf eben diesem Feld zu unternehmen. Gerade aber, wenn der Verfasser bei seiner Grundthese bleiben will, dass es sich bei der französischen Intervention um einen Beitrag zur gesellschaftlichen und kulturellen Öffnung der dann bundesdeutschen Nachkriegsgesellschaft im Blick auf eine gemeinsame europäische kulturelle Basis (32) handelte, wäre es auch ratsam, sich mit dem Konzept und Begriff der „*réducation*“ (ebd.) differenzierter auseinander zu setzen als ihn zunächst polemogen zu übersetzen und anschließend apologetisch umzubiegen (vgl. 32ff.).

Faktengesättigt wirft das Buch einiges Licht auf die Umstände, die Geschichte und auch die prekären Erfolge dieser Fachgründung einer Komparatistik in spezifischen Umständen; allerdings wirft es auch noch mehr Fragen auf, sowohl hinsichtlich der Fachgeschichte als auch im Blick auf das heutige Selbstverständnis einer Komparatistik in Deutschland. Bei jedem, der sich für die Geschichte der Komparatistik in Deutschland, zumal aber auch für die aktuell immer noch (erneut?) prekäre Randlage der Komparatistik innerhalb der Geisteswissenschaften und im Institutionengefüge der akademischen Landschaft hierzulande interessiert, dürfte die hier in Aussicht gestellte Ausleuchtung der Mainzer Anfänge in durchaus unübersichtlichen, sicherlich europäischen Rahmenbedingungen und spezifischen historischen Erfahrungen Rechnung tragenden Umständen auf Interesse stoßen. Neben Einleitung (Kapitel I), methodischen Vorbemerkungen (II), einigen recht weit gezogenen und mitunter – etwa im Blick auf die Ausführungen zum Postkolonialismus (149-151) – überzogenen Schlussbemerkungen (V) sowie einem reich dokumentierten Literatur- und Quellenverzeichnis (VI) sind im Buch vor allem die Kapitel III: zur französischen Kulturpolitik im Bereich des späteren Rheinland-Pfalz und eine gut hundert Seiten umfassende Geschichte der Mainzer Universitätsgründung (Kap. IV) hervorzuheben. In diesen Rahmen findet sich dann auch die Einrichtung und Geschichte des komparatistischen Lehrstuhls und das Schicksal seines ersten Inhabers eingebettet. Gerade dieses neun Unterkapitel umfassende zentrale Kapitel IV hätte vielleicht besser noch einmal auf einzelne weitere Kapitel hin aufgeteilt werden können, wodurch sich wohl auch ein besseres Gleichgewicht zwischen den einzelnen Kapiteln ergeben hätte. Dass der Verfasser sich dabei viel vorgenommen hat, wird schon in der Schilderung seines „interdisziplinären“ (10) Ansatzes erkennbar, wobei es zu bedauern ist, dass die herangezogenen Disziplinen weitgehend konventionell aufgefasst werden. Tatsächlich übergreifende Ansätze, wie sie in den letzten Jahrzehnten in der Transfer- und Transformationsforschung, in der

neueren Ideen- und Wissensgeschichte²⁰ vorgelegt wurden, fehlen, obwohl sie gerade für das hier in Rede stehende Thema außerordentlich fruchtbar sein könnten. Ebenso konventionell, ja geistesgeschichtlich überzeichnet erscheinen die Ausführungen zum „Kultur“-Begriff (13-16), die im Blick auf das hier zu erkundende Thema dann einerseits zu umfassend (15), andererseits zu eng angelegt sind: Kulturpolitik erscheint innerhalb dieses Umrisses dann recht konventionell als politisches Handeln in einem im traditionellen Sinn auf „Schöngeistiges“ und Bildung beschränkten Feld (14f.).

Dass dabei die Leistung der vorliegenden Studie, um auf die beiden zentralen Kapitel zur französischen Kulturpolitik und zur Universitätsgeschichte bzw. Einrichtung der Komparatistik etwas genauer einzugehen, vor allem in der Aufbereitung und Publikation von Quellen und Archivalien besteht, wurde bereits oben angesprochen. Demgegenüber sind die interpretatorischen Zugänge und historischen Rahmungen allzu weitreichend, wenn es um die Ansprüche und Perspektiven der Komparatistik geht, und bleiben unzulänglich hinsichtlich der Aufarbeitung und Einbettung der französischen Akteure und der damit verbundenen Zusammenhänge; so ist ganz unspezifisch von „den“ Franzosen die Rede (11, 22, 27 u.ö.), als ob es dort keine Fraktionen, unterschiedliche Zielsetzungen und sicherlich auch unterschiedliche individuelle Ansichten und Impulse gegeben habe.²¹ Im Blick auf die Erkundung und Würdigung der Person und der Lebensumstände Friedrich Hirths ist die vorliegende Darstellung dagegen nicht nur unzulänglich, sondern im Einzelnen auch ärgerlich. Recht instruktiv sind noch die Ausführungen zur Geschichte des Faches, soweit sie mit Bezug auf Horst Rüdiger (1908-1984), den im Übrigen zweiten Inhaber des Mainzer Lehrstuhls (nach einer charakteristisch langen Pause von nahezu sechs Jahren), aus der Romantik hergeleitet werden (50-51). Ein recht missverständlich rezipierter Benedict Anderson²² (52) wird dann zu einer Folie nationalphilologischer Feindsetzungen ausgezogen, vor der die Komparatistik dann als „Katalysator für eine die engstirnigen nationalliterarischen Kategorien überwindende [...] Kultur“ hervorgehoben werden kann (58, immerhin mit Bezug auf Joseph-Texte) [1865-1900]. Entsprechend schließt sich daran eine Leidens- und schließlich Erfolgsgeschichte des Faches (56-62) und seines Instituts in Mainz (16) an, die in ihren Setzungen nicht unsympathisch ist, aber wohl insgesamt das Fach (und so auch seine Feinde: die Nationalphilologien) hypostasiert.

Demgegenüber gehören die Ausführungen zur französischen Besatzungspolitik, in deren Rahmen und Zielsetzungen die Wiedereröffnung der Universität

20 Vgl. dazu die gerade erschienene, vorzügliche Textsammlung *Texte zur Theorie der Ideengeschichte*. Hg. Andras Mahler und Martin Mulrow. Stuttgart: Reclam, 2014. Für den Kulturtransfer sei auf die Arbeiten von Matthias Middell, Michael Werner, Michel Espagne und Stefanie Stockhorst (für viele weitere) hingewiesen.

21 Was im Text recht jargonhaft daher kommt, wird in Fußnoten dann doch differenzierter deutlich (z. B. 25, Fn., 38; 26, Fn. 41).

22 Der Titel der deutschen Ausgabe *Die Erfindung der Nation* von 1988 setzt einen deutlich anderen Akzent als das englische Original *Imagined Communities* von 1983 und verleitet den Verfasser zu einer Eindeutigkeit in der Absage an nationale Ideologeme, die er im übrigen dann auch selbst nicht durchhält.

Mainz ebenso gehört wie die Einrichtung des Faches Komparatistik, zu den historisch instruktiven Seiten dieses Buches. Im Besonderen gilt dies für die Vorstellung der maßgeblichen Akteure auf französischer Seite, von General Pierre Billotte (32f.) über den bereits genannten Edmond Vermeil bis zu Raymond Schmittlein (1904-1974) und Joseph Rovay (1918-2004), die beide in ihren Lebensläufen vorgestellt werden (32-41), um schon aus dieser Perspektive deren Engagement und Erwartungen im Blick auf die Gründung der Universität (42-29) und damit auch ihre Vorstellung von einem bedeutenden Stellenwert der Komparatistik für die künftige Entwicklung der deutschen Bevölkerung in ihren Bildungsorientierungen zu motivieren (49f.).

Gerade vor dem Hintergrund der allzu emphatischen, ja überzogenen Wertschätzung des Faches und der wohlmeinenden Intentionen seiner Einrichtung nehmen sich dann die ausführlichen und in dieser umfassenden Weise auch bislang noch nicht zusammengestellten Hinweise zu Person, Werdegang und Lebenswerk des ersten Mainzer Komparatisten Friedrich Hirth nicht nur wesentlich zwiespältiger aus, sondern bleiben im Resultat unbefriedigend, ja auch ärgerlich. Dies gilt zumal für die Schilderung seiner Mainzer Erfahrungen und die Unzulänglichkeiten, mitunter auch offensichtliche Schönfärberei, mit der Hirths prekäre Mainzer Stellung und sein schließlich überraschender Tod kurz vor Weihnachten 1952 hier dargestellt werden. Hirth, als Friedrich Eugen Hirsch am 25. Juli 1878 in einem jüdischen Elternhaus in Wien geboren, gehörte offensichtlich zu jenen assimilierten, um Assimilation kämpfenden Juden, die nach der Jahrhundertwende – er hatte 1901 in Wien mit einer literaturwissenschaftlichen Arbeit promoviert (71) – eine akademische Karriere anstrebten und denen diese im etablierten durchaus antisemitisch eingestellten Milieu der damaligen Universitäten unmöglich gemacht worden war. Wie Heinrich Heine, dessen Werken, Biographie und Briefen Hirth einen Großteil seiner wissenschaftlichen Bemühungen widmete, war er in der Folge auf ein Grenzgängertum angewiesen zwischen Schule und Universität, Österreich, Deutschland und Frankreich, Journalismus und publizistischer Tätigkeit, auch offensichtlich zwischen der Orientierung an jüdischen Traditionen und einer Konversion in wie immer auch zu bestimmende „Deutschheit“ (1905 evangelische Taufe, 1910 Übertritt zum Katholizismus, in diesem Jahr auch Namensänderung, 73). Nicht zuletzt gehört dazu sein offensichtliches Oszillieren zwischen verschiedenen Weltanschauungen und auch politischen Zielsetzungen, die sich in einer noch heute aktuell zu lesenden Untersuchung der von Hitler und der NSDAP ausgehenden Bedrohung eines zivilisierten Lebens in Europa²³ ebenso ausdrücken wie in einem – hier in der Studie Gunsts breit, allzu breit (80-83) diskutierten – Versuch, Heine als einen nicht alleine dem Judentum angehörigen Lyriker einem deutschnationalen Publikum nach 1933 anzudienen.²⁴

23 Friedrich Hirth. *Hitler ou Le Guerrier déchainé*. Paris: Éditions du Tambourin, 1930; vgl. dazu János Riesz. „Politisches Engagement eines Homme de Lettres. Friedrich Hirths Buch über Hitler“. *Neohelicon* 12/1 (1985): S. 219-230.

24 Vgl. Friedrich Hirth. „Der Schillernde“. *Die Insel des Berliner Tagblatt* 18 (1933). Beilage vom 24. August 1933; hier zit. nach Gunst, 81, Anm. 246.

Nun bietet die aktuelle Forschung, schon vor dem Hintergrund der von Hannah Arendt bereits 1944 erstmals vorgelegten Begrifflichkeit von Paria und Parvenu²⁵, inzwischen genügend Anschauungsmaterial und auch Analyse-Instrumentarium, um das Schwanken von Hirth unter verschiedenen äußeren Bedingungen, Hoffnungen und Bedrohungen im Rahmen antisemitischer Einstellungen und eines durch den Nationalsozialismus in die Tat umgesetzten Mordansinnens zu erkunden und ggf. mit Reaktionen anderer unter diesen Bedingungen um ihr Überleben fürchtender Intellektueller abzugleichen. Sicherlich war er nicht der einzige, und auch wohl nicht nur aus Charakter-schwäche, der seinen Namen und seine Konfession wechselte. Zur Gruppe jüdischer Gelehrter und Autoren, die sich zeitweise auf deutschnationale Begriffe und Vorstellungen einließen (oder dies versuchten), gehören Berthold Auerbach und Georg Simmel ebenso wie Rudolf Borchardt oder auch Walter Benjamin, der ebenso wie Theodor W. Adorno auch noch nach 1933 versuchte, in Deutschland zu publizieren und ggf. auch noch etwas oder jemanden zu retten. Statt dies zumindest in Rechnung zu stellen, bietet die hier zusammengestellte Wiedergabe von Gerüchten, persönlichen Spekulationen und Erfahrungen im Umgang mit Hirth (bes. 74-96) einen breit angelegten Raum, innerhalb dessen dann Hirth eben immer noch (immer wieder) als unbeherrschte und ggf. weitgehend schillernde Person²⁶ erscheinen muss. Negative Voreinstellungen und ggf. auch Erfahrungen, die offensichtlich schon unter den universitären Kollegen damals eine Rolle spielten, werden hier erneut aufgefrischt und dienen nicht zuletzt dazu, diese auf Hirths Kosten erneut zu entlasten. Hirths Tragik wird auf „seinen“ Charakter reduziert: „Es ist [...] nicht zu leugnen, dass Hirth ein extrem schwieriger Mensch war [...]“ (93).

Schwierig waren nun allerdings wohl auch die Zeitumstände und nicht zuletzt diejenigen seiner Kollegen an der Mainzer Universität, die auf eine eher dem Verhalten der deutschen Mehrheitsbevölkerung entsprechende, zwischen Opportunismus, Überzeugung und Mitläufertum changierende Biographie während der Nazi-Zeit zurückblicken konnten. Hirth, der in Frankreich im Exil und zeitweise auch in einem Internierungslager (90) gelebt hatte, hatte zunächst in der Presseabteilung der französischen Armee gearbeitet und wurde dann auf Vorschlag von Schmittlein zunächst ab 1946 als Gastprofessor mit der Vertretung, dann Einrichtung eines Studienfachs Komparatistik betraut. Immerhin konnte er sich im Laufe der Zeit und unter erheblichem Aufwand den Status eines außerordentlichen, dann auch persönlichen Professors erstreiten, schließlich war er zumindest nominell mit den meisten Rechten auch eines ordentlichen Professors ausgestattet. Freilich blieben seine Anstellungsverträge, seine

25 Vgl. Hannah Arendt. „The Jew as a Pariah. A Hidden Tradition.“ *Jewish Social Studies* 6/2 (1944): 99-122; auch in dies. *Die verborgene Tradition. Acht Essays*. Frankfurt/M. 1976 u.ö.

26 So zum „zweifelhaften Umgang mit akademischen Titeln“ (76), Hochstapelei- und Betrugsvorwürfe (79f.), Anbiederung an den Nationalsozialismus (81ff.), Spitzeldienste für Nazi-Deutschland (85-88), die dann der Verf. umständlich zu widerlegen versucht (88-92).

Alterssicherung und auch einige seiner Professorenrechte auch sechs Jahre später noch umstritten. Dieser steinige und durchaus immer wieder schwankende Weg bis zu seinem plötzlichen Herztod im Dezember 1952, immerhin war er inzwischen bereits 74 und hatte immer noch um Anerkennung, Salär und Alterssicherung zu kämpfen (vgl. 97-142), wird im Buch sorgfältig nachgezeichnet, allerdings werden die Umstände weitgehend auf Hirths schwierige Persönlichkeit reduziert, während – verfolgt man die verschiedenen Grade der Verzögerung, der Verschleppung seiner Anstellung (140) und die auch im Jahr 1952 noch virulente Degradierung seiner Person,²⁷ seines Faches und seiner Stelle – diese doch wohl auch symptomatisch zu interpretieren wären.

Eitelkeit, Titelsucht und Unbeherrschtheit mögen vielleicht auch noch heute manchen Ordinarius ausmachen, sie als zentrale Faktoren in eine solche methodisch interdisziplinär angelegte Funktions- und Institutionen-Geschichte einzubringen, dürfte dagegen nicht ausreichen. Durch die Reduktion aufs Schlüsseloch erfährt Hirth hier eine doch recht zweifelhafte Würdigung, die er so auch nicht verdient hat. Nachdem er sechs Jahre lang vielfach vergeblich um eine Anstellung als ordentlicher Professor in einem Umfeld hatte kämpfen müssen, in dem ein ausgewiesener Nazi wie der Historiker Ludwig Petry²⁸ bereits 1950 wieder eine Professur in Mainz erhalten hatte und der Germanist und Volkskundler Kurt Wagner, seit 1933 Mitglied des Kampfbundes für Deutsche Kultur, des NS-Lehrerbundes sowie der SA, seit 1937 NSDAP-Mitglied und 1939 einer der Unterzeichner des Bekenntnisses deutscher Professoren zu Adolf Hitler²⁹, ihm 1950 zunächst immerhin als Ordinarius gegenüberreten konnte, ja ihm gerade im letzten Jahr auch noch als Dekan das Leben schwer zu machen suchte³⁰, erscheint sein plötzlicher Herztod im Dezember 1952 nicht so unverständlich und „unglücklich“, wie es hier im Buch betrauert wird. In diesem Sinne ist die Geschichte der Komparatistik in Mainz ebenso wie die Biographie des ersten Lehrstuhlinhabers dann auch ein Lehr- und Erinnerungsstück für heutige LeserInnen: Keineswegs eine Erfolgsgeschichte, auch kein Sieg wesentlich guter Absichten, sondern eher eine „verwickelte“ Geschichte, die in die historischen Geschehnisse des 20. Jahrhunderts tief hinein führt, von ihnen Auskunft gibt und einiges zur Aufklärung und Weiterarbeit noch offen lässt.

27 „und akzeptierte, dass er für Vorlesungsstunden außerhalb des Fachs [...] nur 80% der eingehenden Kollegelder beziehen würde.“ (140) – auch eine Art „Erfolgsgeschichte“.

28 Vgl. Ernst Klee. *Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*. Frankfurt/M.: Fischer, 2003. S. 456.

29 Ebd. S. 650.

30 Der seitens des Verfassers an dieser Stelle geäußerten Ratlosigkeit über Wagners Motive und sein Verhalten (141) korrespondiert eine nicht vertretbare Nachsicht, ja Lässigkeit, wenn es um Wagners NS-Verstrickung geht: „[...] ist er niemals als überzeugter Nationalsozialist hervorgetreten und auch seine Veröffentlichungen aus jenen Jahren, sind summa summarum, als unverdächtig zu kennzeichnen, weshalb Wagner auch im Entnazifizierungsverfahren [...] als ‚Mitläufer‘ eingestuft worden war“ (141). Ja, gab es denn überhaupt Nazis?

Aus einer Magisterarbeit erwachsen, handelt es sich insgesamt um ein Buch, das wichtige Fakten, Befunde und Quellen zusammenstellt und damit weitere Forschung ermöglicht, freilich gerade in seinen Deutungsvorschlägen aber auch zu weiterer Diskussion und durchaus gegenläufiger Kritik, auch Einspruch, herausfordert.

Werner Nell

Klassiker neu übersetzen. Zum Phänomen der Neuübersetzungen deutscher und italienischer Klassiker / Ritradurre i classici. Sul fenomeno delle ritraduzioni di classici italiani e tedeschi. Hg. Barbara Kleiner, Michele Vangi und Ada Vigliani. Stuttgart: Franz Steiner, 2014 (Villa Vigoni im Gespräch; Band 8). 147 S.

Der Band ist das publizierte Ergebnis einer Tagung zum Thema „Klassiker neu übersetzen – wann und warum? Zum Phänomen der Neuübersetzungen italienischer und deutscher Klassiker in die jeweils andere Sprache / Ritradurre i classici: quando e perché? Sul fenomeno delle ritraduzioni di classici italiani e tedeschi nelle rispettive lingue“, die vom 3. bis 6. März 2010 in der Villa Vigoni abgehalten wurde. Insofern ist die Wahl der beiden Nationalliteraturen auch den vorherrschenden Förderungsbedingungen geschuldet. Nichtsdestoweniger lässt sich die Entscheidung für deutsche Übersetzungen italienischer Werke und italienische Übersetzungen deutscher Werke auch sachlich begründen, denn seit Ende des 20. Jahrhunderts ist ein starker Anstieg deutscher Übersetzungen italienischer literarischer Texte zu verzeichnen, wobei hier selbstverständlich die italienischen Klassiker den Hauptteil ausmachen. Und auf dem italienischen Buchmarkt wird ein konstantes Interesse an Übersetzungen mustergültiger deutscher literarischer Werke manifest.

Explizites Ziel der Herausgeber ist es, die Neuübersetzungen deutscher ‚Klassiker‘ ins Italienische und italienischer ‚Klassiker‘ ins Deutsche, die ab den 1990er Jahren im jeweils anderen Land publiziert worden sind, in den Blick zu nehmen, und zwar aus ganz verschiedenen Perspektiven: aus rezeptionsästhetischer, verlagspolitischer, übersetzungswissenschaftlicher u.Ä. Zentral ist dabei auch die Frage, inwieweit die Übertragung eines literarischen Textes in eine andere Sprache die Rezeption insofern beeinflussen und lenken kann, als sie prinzipiell immer interpretatorischen Charakters ist. Dies gilt umso mehr, wenn es sich beim betreffenden literarischen Text um Lyrik handelt, die sich ja gerade durch ein extrem verdichtetes Sprechen auszeichnet, bei dem auch die Klangqualitäten eine nicht unerhebliche Rolle spielen können. Dieser Grundproblematik ist der Beitrag Karlheinz Stierles gewidmet. Stierle beschreibt hier aus seiner konkreten Übersetzungspraxis – die Rede ist von seinen Neuübersetzungen der *Rerum vulgarium fragmenta* Francesco Petrarcas aus den Jahren 2004 und 2011 – auf sehr reflektierte, literaturwissenschaftliche Weise das Verhältnis des Originals zur ‚Übersetzung‘, die es laut Stierle allerdings nicht geben kann. Vielmehr handele es sich immer um eine Übertragung, deren